

die teilweise längerfristige Erfahrungen etwa aus Malaya mitbrachten, in diesem Krieg eine nicht unerhebliche Rolle. Sie sollten zunächst die psychologische Kriegsführung voranbringen, nach deren schnellem Scheitern folgten eine Reihe von Anstrengungen zur Gegen-Mobilisierung von Jugendlichen, zur Propagierung christlicher Werte, verbunden mit dem Anknüpfen an ethnisch definierte Traditionen, sowie Bestrebungen zur Ausbildung von Führungspersönlichkeiten. Ethnolog*innen sollten ferner die Truppen in der notwendigen Etikette bei Kontakten mit Einwohner*innen der Kriegsgebiete, vor allem im zentralen Norden Namibias, instruieren. Insgesamt waren ihre Kenntnisse ebenso wie ihre Ausbildung recht oberflächlich; die instruktive Ausnahme einer Ethnologin, die die Zustände im Omega Camp – einer der wichtigsten Basen, in der San als Hilfstruppen stationiert waren – anprangerte, bestätigt dies letztlich durch ihre Marginalisierung „als Ethnologin ebenso wie als Frau“ (123). Generell muss die Haltlosigkeit der als wissenschaftliche Erkenntnisse vorgetragenen Phantasmagorien erschrecken angesichts der Tatsache, dass es sich dabei eben nicht um Spinnerei handelte, sondern dass die *volkekunde* in dieser Phase eng mit der militärischen Infrastruktur verbunden war und damit auf erschreckende Art wirkmächtig wurde, weniger als Legitimationswissenschaft denn als Ideologie, die den Handelnden eine trügerische Faktengrundlage vorgaukelte.

Doch wäre es zu simpel, die *volkekundiges* einfach der Lächerlichkeit preiszugeben. Abschließend geht Gordon daher der Frage nach, warum „sie das Offenkundige nicht sehen konnten“ (133). Eine Antwort liegt in der Tendenz, sämtliche Fragen auf eine individualisierte Kommunikation zu reduzieren und damit „strukturelle Ungleichheiten“ zu ignorieren (134). Wenn weiter eine bekannte Regierungsethnologin von einem zeitgenössischen Beobachter als „wandelndes Lexikon des Kavango, wie er vor 30 Jahren war, nicht wie er jetzt ist“ (zit. 135) beschrieben wird, so kann ich diesen forciert antiquarischen Blick aus eigenem Erleben bestätigen. Letztlich verweisen diese Abfolgen bizarrer Ereignisse und Zustände auf die engen Kreise, in denen diese Wissenschaft betrieben und ausgetauscht wurde und die Gordon abschließend noch einmal in den Blick nimmt: den *Afrikaner Broederbond* und die *SWA Wissenschaftliche Gesellschaft*. Technologisch gab es das Mitte des 20. Jahrhunderts noch nicht, aber in Zeiten der *information bubbles* kann man an diesem Buch getrost feststellen, dass diese Vorkehrungen nicht unbedingt notwendig sind, um phantasmagorische Sachverhaltsbeschreibungen, vulgo *fake news* hervorzubringen, damals wohl mit geringeren Effekten, was Massenresonanz angeht, aber auch schon mit wahrhaft mörderischen Konsequenzen.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v42i2.15>

Manuel Castells & Bernard Lategan (Hg.):
National Identity and State Formation in Africa.
 Cambridge, UK, & Medford, US-MA: Polity 2021, 217 Seiten

Manuel Castells dürfte in Deutschland vor allem durch seine wegweisenden Analysen zum Informationszeitalter und das dort entwickelte Konzept der Netzwerkgesellschaft

bekannt sein. Auch schon vor 20 Jahren bildete ein Korrelat dazu der Terminus des Netzwerkstaates, der den dezentralen Strukturprinzipien entsprechen soll, die sich aus der Grundanlage des Internet ergeben. Dem Anspruch nach untersucht der vorliegende Band, der aus Castells' langjähriger Kooperation mit dem *Stellenbosch Institute of Advanced Studies* hervorging, Aspekte politischer Verhältnisse in Afrika unter diesem Gesichtspunkt. Dabei ergibt sich eine Zweiteilung: Vier Beiträgen zu anderen Regionen stehen sechs gegenüber, die sich auf die eine oder andere Weise auf Südafrika konzentrieren.

Den Ton setzen soll der brillante und provozierende Text von *Francis B. Nyamnjoh*. Er fällt aus dem editorischen Schema heraus, diskutiert er doch die Abwehr von als fremd Wahrgenommenen und unterschiedlich als *uitlanders* (Afrikaans) sowie *makwerekwere* (Sesotho/Setswana/Slang) Bezeichneten. Damit geht es um die Auseinandersetzung mit Mobilität anhand des Exempels von Cecil Rhodes, gleichsam als Archetypus im südlichen Afrika, den Nyamnjoh von der durch Rhodes wesentlich angestoßenen kolonialen Expansion seit Ende des 19. Jahrhunderts bis hin zu den von Nyamnjoh in diese längere und vielschichtige Perspektive gestellten jüngeren *Rhodes-Must-Fall*-Bewegungen, aber auch zu den wiederholten xenophoben Ausbrüchen in Südafrika seit Beginn der Mehrheitsherrschaft 1994 verfolgt. Rhodes' Geist durchzieht buchstäblich dieses ganze widersprüchliche Geschehen. Das zentrale Thema der Mobilität von Menschen in Afrika – und ihrer Kontrolle sowie der mit ihr verbundenen Konflikte – erscheint so in einem ebenso aufschlussreichen wie ambivalenten Licht. Das Postulat afrikanischer Gastfreundschaft steht einem „engstirnigen Nationalismus“ entgegen (25).

Die folgenden Beiträge lesen sich deutlich weniger aufwühlend. *Egosha E. Osaghae* plädiert für die Stärkung des Prinzips des „Föderalismus“ in Afrika, das er nicht nur in allen möglichen subnationalen Institutionen, insbesondere solcher „traditioneller Gemeinschaften“, sondern etwa auch in Regierungen der Nationalen Einheit verwirklicht sieht, wie sie u.a. in Zimbabwe 2009 installiert wurde, um den Machtverlust der ZANU-PF und Robert Mugabes nach den verlorenen Wahlen 2008 zu vermeiden. Viel weniger als über alle möglichen Formen unterschiedlichst begründeter Diversität erfahren wir etwa über föderale staatliche Strukturen, z.B. in Nigeria, dem Heimatland des Autors. Gewissermaßen als Fallstudie aus diesem breiten Spektrum und zugleich Kontrapunkt lässt sich *Carlson Anyangwes* Beitrag verstehen. Er bemüht sich zunächst um die rechtlichen Grundlagen staatlicher Identität, wobei einiges im Unklaren bleibt, etwa, wenn auf S. 55 zunächst gesagt wird, „ein festgelegtes oder definiertes Territorium ist für das Bestehen eines Staates nicht unerlässlich“, und wenige Zeilen weiter: „Es gibt keinen Staat ohne Territorium“. Es geht aber um ein ganz bestimmtes Territorium, nämlich Südkamerun bzw. West-Kamerun, das 1919 von der einstigen deutschen Kolonie abgespalten und unter britische Mandats Herrschaft gestellt worden war, um 1961 mit dem französischen Mandatsgebiet zum heutigen Staat vereinigt zu werden. Seit vielen Jahren fordert eine regionale Bewegung Autonomierechte oder gar Unabhängigkeit für das Gebiet. Anyangwe bezieht entschieden Position in diesem Sinn und entfaltet eine Erzählung, nach der die Vereinigung von 1961 nach internationalem Recht unrechtmäßig

gewesen sei. Strukturell grob vergleichbar ist die Sezession Eritreas von Äthiopien, die *Bahru Zewde* kausal mit der Kolonisierung durch Italien verknüpft. Zum Zeitpunkt der Niederschrift mag der optimistische Blick auf das Regime Abiy Ahmeds, der sowohl den Konflikt mit Eritrea beizulegen als auch den Weg zur Berücksichtigung pluraler Identität in Äthiopien zu bahnen schien, noch berechtigt erschienen sein. Inzwischen sind wir eines schlechteren belehrt. Die Tücken der Identität verdeutlicht schließlich *Samson S. Wassara*, wenn er beklagt, dass die Sezession des Südsudan von Sudan keine Lösung der Konflikte gebracht habe, weil der neue Staat „in ähnliche Fallen geriet“ wie zuvor die Regime in Khartoum: Territoriale Einheit genügte nicht, als einmal die „Leute aus dem Norden“ als gemeinsamer Feind“ entfallen waren (99).

Anders als in den bisher angesprochenen Beiträgen kommt Castells' Konzept des Netzwerkstaates lediglich in den Arbeiten südafrikanischer Autor*innen tatsächlich vor. So setzt *Danelle van Zyl-Hermann* die Bestrebungen burischer Aktivist*innen zum gezielten Aufbau einer Parallelgesellschaft in Beziehung zu der in diesem Zusammenhang konstatierten „systematischen Entkoppelung des Globalen vom Lokalen“ und damit der Abwendung vom „Multikulturalismus“ (101). Die jetzige Strategie erscheint in der Perspektive einer säkularen Orientierung des burischen Nationalismus auf den Staat als Nutzung der Möglichkeiten, die nach dem mit der Mehrheitsherrschaft 1994 verbundenen Verlust des politischen Monopols verblieben sind. Neben der Berufung auf Autonomierechte, die einmal mehr auf das kaum lösbare Problem der Territorialität stoßen, liegen diese unverkennbar in der nach wie vor stark privilegierten ökonomischen Lage der Buren.

Eine spannende Facette von Identitätspolitik untersuchen *Marizanne & Albert Grundlingh* am Beispiel der Loyalität, derer sich während der Apartheid und darüber hinaus die neuseeländische Rugby-Nationalmannschaft *All Blacks* unter als „Coloured“, aber auch als „Schwarz“ kategorisierten Südafrikaner*innen im Westkap und darüber hinaus erfreute und weiter erfreut. Neben der scharfen Abgrenzung von den als „weiß“ konnotierten *Springboks*, dem südafrikanischen Nationalteam, spielen hier auch Faktoren wie die Kommerzialisierung des Sports und die örtliche Entkoppelung der Fankultur von den Stadien eine Rolle. Jedenfalls ist dies eine spannende Fallstudie zu Identitätskonstruktionen.

Weniger überraschend dürften zwei Studien zu KwaZulu-Natal sein. *Jabulani Sithole* stellt die aktuelle Auseinandersetzung um den *Ingonyama Trust*, der dem Zulu-König 1994 riesige Landflächen wohl im Austausch für die Zustimmung zum demokratischen Übergang bescherte, in die langen Entwicklungslinien von Zulu-Identität seit der Zeit des legendären Shaka zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Dabei betont Sithole die Vielschichtigkeit dieser oft scharf einander entgegengesetzten Identitäten, die keineswegs notwendig „chauvinistischen“ (155) Charakter annehmen müssen, jedoch in dieser Form auch momentan am wirkmächtigsten sein dürften. *Mary de Haas* schließt hier an, zeichnet die verheerenden sozialen Folgen der Verpachtungspraxis aus dem Ingonyama Trust ebenso nach wie die Verknüpfung der Zulu-Identität mit den anhaltenden schweren Auseinandersetzungen um die Rolle

des ehemaligen Präsidenten Jacob Zuma, die durchaus den Bestand des südafrikanischen Staates gefährden können.

Gerade vor diesem Hintergrund muss es irritieren, wenn *Bernard Lategan* in seinem Resümee des Bandes Castells zustimmt, der auf den „Unterschied“ zwischen „aufgezwungenen oder künstlichen Grenzen“ einerseits und „historischen und geographischen Realitäten“ bestehe (184). Gerade Sithole zeigt an einem höchst brisanten Fallbeispiel, dass solche essenzialistischen Konzepte nicht nur unbegründet, sondern auch gefährlich sind, die Analyse der Grundlings verweist auf die Beliebigkeit, mit der entsprechendes Material herangezogen wird. Man kann daher Lategans Frage nur bejahen, dass „unser Konzept der Identität und daher die Strategien, die wir deshalb einsetzen, um diese Identität zu formen, Teil des Problems sind“ (186). Andere, die sich wie etwa Rogers Brubaker und Frederick Cooper bereits im Jahr 2000 für prozessuale Begriffe und Termini aussprachen, um Probleme der „Identität“ zu verhandeln, waren da entschieden weiter.

Reinhart Kößler

<https://doi.org/10.3224/peripherie.v42i2.16>

Bernd Heyl: *Namibische Gedenk- und Erinnerungsorte.*

Postkolonialer Reisebegleiter in die deutsche Kolonialgeschichte.

Frankfurt a.M.: Brandes & Apsel 2021, 282 Seiten

Angesichts der Tendenz zur Kolonialromantik, die im (deutschen) Tourismus nach Namibia immer noch zu beobachten ist, muss der Versuch willkommen sein, hier klare Gegenakzente zu setzen. Das Buch bietet zunächst einen historischen Abriss, gefolgt von allgemeinen Kapiteln zum deutschen Kolonialismus und dem Völkermord 1904-1908, kolonialer Photographie, der Rheinischen Mission in Namibia und dem kolonialen Eisenbahnbau. Es folgen die Porträts von 20 Orten in Namibia, die in besonderem Maß auf die Zeit deutscher Kolonialherrschaft verweisen, sowie ein Kapitel zu den Ovaherero-Truppien und abschließend eine Reflexion „Erinnern und Gedenken im Wandel“.

Die allgemeinen Informationen können – auch wenn die Auswahl der Themen nicht durchweg zwingend erscheint – wesentlich dazu beitragen, Namibia-Reisende so vorzubereiten, dass sie eine kritischere Perspektive einnehmen, als dies oft genug der Fall ist. Leider wird aber schon hier die Chance vergeben, auf die Dinge hinzuweisen, die es wirklich zu sehen gibt. So kommt bei der Darstellung der Eingeborenenverordnungen von 1907 (38ff) die Landenteignung kaum vor und damit auch nicht die Rationalisierung des Raumes für kommerzielle Landwirtschaft, die dafür Sensibilisierten bereits auf der Fahrt vom Flughafen nach Windhoek ins Auge springt.

Für die einzelnen Orte fehlen durchweg Hinweise, wie die erwähnten Gebäude – meist mit Bildern aus der deutschen Kolonialzeit illustriert – denn zu finden sind. Auf ein paar Punkte möchte ich näher eingehen. So wird zwar etwa die Farm Hornkranz gemeinsam mit dem 150 km davon entfernten Gibeon erwähnt, aber ohne Wegbeschreibung dürften Landesunkundige sie kaum ausfindig machen können. Ferner fehlt jeglicher Hinweis auf die Gräber und auf die Reste der auf den Nationalhelden